

WIRTSCHAFTSPOLITIK

Die Eitelkeit der «Grande Nation»

Von Thomas Schenk*

* **THOMAS SCHENK** (*1966) wuchs in der Region Basel auf und studierte danach in St. Gallen Ökonomie. Heute ist er als freier Journalist in Wirtschafts- und Gesellschaftsfragen tätig.

Der mediale Widerhall war gering. Als vor einem Jahr, am 6. Dezember 1999, die französische Framatome ankündigte, das Nukleargeschäft der deutschen Siemens zu übernehmen, war das den Redaktoren nur kurze Beiträge wert. Wenn überhaupt. Wenn nun dieser Vertrag per Ende 2000 vollzogen wird, wird das Echo ganz ausbleiben. Zu viele Firmen fallen einander derzeit in die Arme, als dass dieser nachbarschaftliche Schulterschluss auf Resonanz stossen würde. Den Beteiligten wird das Desinteresse recht sein. So können sie in aller Ruhe einen neuen Atomkonzern formen, den grössten der Welt.

VERZWEIFLUNGSTAT

Kein anderes Unternehmen als der deutsch-französische Gigant hat mehr Atomkraftwerke in die Welt gesetzt, Framatome und Siemens zusammen über 100 Stück. Der neue Konzern hat 13 000 Ingenieure und andere Kerntechniker auf der Lohnliste und kontrolliert knapp die Hälfte des Handels mit nuklearem Brennstoff. Die Verschmelzung erfüllt vor allem die Franzosen mit Stolz, denn sie haben das Sagen. 66 Prozent am Nuklearriesen hält der Staatsbetrieb Framatome, 34 Prozent Siemens; Paris soll zum Sitz des mächtigsten AKW-Herstellers werden. Vive la France!

Ob es das Leben mit dem Atomkonzern gut meint, ist aber fraglich. Faktisch stellt die Fusion eine Verzweiflungstat dar. Hersteller von Atomkraftwerken fristen ein prekäres Dasein, die Nachfrage nach neuen Zentralen bleibt aus, Aufträge sind nicht in Sicht. Deshalb, vermuten Fachleute, wollte Siemens mit diesem Schritt das Problem elegant an Framatome weiterreichen und so den Anfang vom Ende der deutschen Atomwirtschaft einläuten.

Damit liegt Siemens durchaus im Trend, denn letztes Jahr haben auch ABB und Westinghouse, einst zwei wichtige Konkurrenten, den Rückzug aus dem Nukleargeschäft angetreten. Der atomare Weltmarkt löst sich auf, aber Framatome bemüht sich nach Kräften, die Führungsposition auszubauen. Scurriles Wirtschaftstreiben à la française.

Warum will Framatome im denkbar ungünstigsten Moment zu babylonischer Grösse aufsteigen? Wie ist es möglich, dass keine Kritik laut wird am ökonomisch fahrlässigen Handeln? Ich beginne meine Nachforschungen bei offizieller Stelle, am Sitz der Framatome in Paris. In der Défense, dem grobklotzigen Geschäftsviertel im Westen der Stadt, ist der Staatsbetrieb einquartiert. Nach gründlicher Eingangskontrolle – der Pass muss dem Portier als Pfand hinterlassen werden – empfängt mich Monsieur le Directeur, SERGE CHARBONNEAU, im «Tour Framatome», 44^e étage.

AUSLAUFMODELL

Herr Charbonneau, die Atomindustrie steht mit dem Rücken zur Wand. Trotzdem will Framatome weiter wachsen. Warum? «Wir haben gar keine andere Wahl als zu wachsen. Nur so verfügen wir die Mittel für die stetig wachsenden Entwicklungs- und Kapitalkosten. Wir glauben an die Zukunft der Atomindustrie; zusammen mit Siemens können wir Synergien in Forschung, Fertigung und Vertrieb erzielen.» Aber Ihre Strategie wirft keinen Gewinn ab. «Framatome setzt deshalb vermehrt auf das Geschäft mit nuklearem Brennstoff, das bereits die Hälfte unserer Aktivitäten ausmacht. Was die Nachfrage nach neuen Zentralen betrifft, so sind wir derzeit in China aktiv, wo die Zentrale von Ling Ao gebaut wird.» Die Hoffnungen der Atomindustrie konzentrieren sich auf





Asien. Die nuklearen Ambitionen dortiger Machthaber sollen die Trendwende bringen. Noch vor ein paar Jahren war der Süden willkommen, Framatome konnte ihre Zentralen nach Südafrika und Brasilien verschiffen. Überall sonst auf dem Erdball gelten Atommeiler als Auslaufmodelle: Die USA stoppten ihr Atomprogramm nach dem Reaktorunfall in Three Mile Island 1979, in Europa belastet die Liberalisierung des Elektrizitätsmarktes das Geschäft. Atomstrom gilt heute als zu teuer, mit neuen gasbetriebenen Kraftwerken kann die Kernspaltung nicht mehr mithalten.

Statt neue Generatoren zu bauen, stellt sich das entgegengesetzte Problem: Europas Elektrizitätswirtschaft leidet unter enormen Überkapazitäten; Experten schätzen, dass jährlich 90 Gigawatt Strom zu viel produziert werden, rund das Neunzigfache der Jahresproduktion des Kraftwerks Gösgen. Aufträge für neue Atommeiler werden vor diesem Hintergrund immer unwahrscheinlicher, Ausstiegsgesprächen haben wieder Konjunktur, in Deutschland, der Schweiz und zahlreichen anderen europäischen Staaten. Nur in Frankreich bleibt es verdächtig ruhig.

RÜCKHALT

Warum wird in Frankreich keine Ausstiegsgespräche geführt, Herr Charbonneau? «Der Atomstrom genießt in Frankreich die grösste Akzeptanz in ganz Europa. Vier von fünf Franzosen stehen hinter der Industrie. Niemand hat ein Interesse daran, auf eine unabhängige Stromversorgung zu verzichten. Abgesehen von den hohen Kosten, die ein Ausstieg mit sich bringen würde.»

Das Phänomen ist aus andern europäischen

Studien bekannt: Je grösser die Bedeutung der Atomindustrie, desto stärker der Rückhalt in der Bevölkerung und umgekehrt. In Dänemark, Griechenland oder Portugal, die keine einzige Zentrale betreiben, lehnt die Bevölkerung die Nuklearindustrie laut Umfragen vehement ab.

Die Unterstützung im eigenen Land hilft Framatome indessen wenig. Von Le Havre bis nach Marseille ist kein Ersatzbedarf auszumachen. Die Kraftwerke wurden ursprünglich für 20 bis 30 Jahre gebaut, heute halten Fachleute eine Betriebsdauer von 50 Jahren für realistisch. Wer da Atomkraftwerke bauen will, muss sich gehörig gedulden. Für Framatome verheisst das wenig Gutes. «Wenn wir nicht bald eine Renaissance von Neubauten erleben, wird es für uns schwierig. Dann müssen wir möglichst rasch andere Aktivitäten finden.» Dann beendet Direktor Charbonneau das Gespräch etwas abrupt. Er muss zu einem Empfang des slowakischen Vizepräsidenten, in der Hoffnung, für Framatome einen Auftrag zur Sanierung des einen oder andern in die Jahre gekommenen, Atommeilers zu ergattern. Ich zeige Verständnis für Charbonneaus Verpflichtung. In dieser Zeit müssen potenzielle Abnehmer gepflegt werden.

Kundschaft wäre dem Direktor zu gönnen. Vergangenes Jahr sind die Arbeiten an der letzten Zentrale in Civaux im Westen Frankreichs abgeschlossen worden – das Finale im grössten Atomprogramm aller Zeiten. Mit beispiellosem Ehrgeiz haben die Franzosen 25 Jahre lang auf den energetischen Sonderfall hingearbeitet. Und nun, just als die Energiepolitik ihr nukleares Endziel – die flächendeckende Versorgung mit Atomstrom – erreicht, bricht das wirt-





schaftliche Fundament ein. Die Geschichte von Frankreichs Atomindustrie wird zur Groteske.

GROSSBAUSTELLE

Wie konnte es überhaupt zum französischen Nukleargigantismus kommen? Auf der Spurensuche gerate ich in die siebziger Jahre. Club of Rome, Erdölkrise, Saudi-Arabien und die anderen Opec-Staaten schrauben gerade etwas am Ölhahn, die Preise schiessen in die Höhe. Da tritt der damalige Premierminister PIERRE MESSMER das kolossale Atomprogramm los. Um sich von Ölimporten zu befreien, sollen in Frankreich drei Dutzend Zentralen aus dem Boden gestampft werden – «mobilisation générale» im Nuklearsektor. Ab 1974 werden pro Jahr bis zu sechs neue Reaktoren in Angriff genommen, das ganze Land ist mit atomaren Grossbaustellen übersät. Im Jahr 2000 liefern 58 Atommeiler vier Fünftel des Stroms. Kosten für das nukleare Unterfangen: mindestens 800 Milliarden Franc.

Im Zweiten Weltkrieg verwickelte FRIEDRICH TRAUOGOTT WAHLEN die Schweiz in die Anbauschlacht, um damit die Unabhängigkeit zu wahren. In der gleichen Hoffnung liess die französische Regierung 30 Jahre später Äcker mit Atommeilern bestellen. Die Kritik von Intellektuellen ging im Baulärm unter, der Rhythmus der Baumaschinen wurde selbst nach den Reaktorkatastrophen von Three Mile Island (1979) oder Tschernobyl (1986) nicht gedrosselt.

Aber jetzt sind die Atommeiler eben gebaut. Nun stehen die Ingenieure und Nuklearmechaniker von Framatome plötzlich ohne Arbeit da. Sie, die Frankreich ein Vierteljahrhundert lang mit den erforderlichen Reaktoren und Dampfturbinen versorgt und am meisten für den nuklearen Alleingang gekrampft hatten. Die Integration der Kerntechnik von Siemens vermag daran nichts zu ändern, auch ihnen fehlt es an Beschäftigung.

RUMPFPRODUKTION

Die nächste Etappe auf dem Industrielehrpfad französischer Überheblichkeit führt mich ins Burgund. In der Fabrik in Chalon-Saint-Mar-

cel, dem einstigen Vorzeigewerk von Framatome, will ich mir das Ausmass der Misere ansehen. Als die Nuklearoffensive ihre Klimax erreichte, Anfang der achtziger Jahre, lief hier die Fabrikation wie geschmiert. Massenweise wurden Brennkammern, Druckbehälter und Dampfgeneratoren gefertigt, bis zu 400 Tonnen schwere Ungetüme. 1800 Angestellte schweissten und bohrten im Akkord, 24 Stunden am Tag. Nun hat die Hektik einem behutsameren Rhythmus Platz gemacht. Die Belegschaft ist auf ein Drittel geschrumpft, die Produktion dümpelt vor sich hin. Gerade wird der letzte Auftrag für eine neue Zentrale in China abgewickelt.

Je kleiner das Auftragsvolumen, desto grösser ist das Tempo, das Fabrikchef GEORGES VIROT auf der Betriebsbesichtigung anschlägt. Auf jeden Fall wetzt er mit mir durch die Fabrikhalle, als fürchte er, wir könnten die letzten Arbeiten am nuklearen Plan verpassen. Trotz der ungewissen Zukunft strengt sich Virot redlich an, zuversichtlich zu wirken. Die Anstrengung ist dem Ingenieur anzumerken, als er behauptet, selbst mit der Rumpfproduktion sei Chalon-Saint-Marcel nach wie vor die grösste Werkstätte für nukleare Bestandteile. «Wir werden alles daran setzen, die Grössten zu bleiben», verhallt Virots Zweckoptimismus in der 300 Meter langen Halle. «Wenn nötig, harren wir bis zum Schluss aus», sagt er fatalistisch. Framatome bleibt der atomaren Sache treu. Bis zum bitteren Ende.

Egal ob ich die Frage in Paris oder im Burgund stelle – kaum kommt das Gespräch auf die Zukunft des Atomgeschäfts, schalten die Framatome-Mitarbeiterinnen und -Mitarbeiter auf stur. Ohne nachdenken zu müssen – und ohne überhaupt danach gefragt zu werden –, beten sie die Vorteile ihrer Industrie herunter: saubere Energie, günstige Energie, viele Arbeitsplätze (120 000), riesige Exporteinnahmen (20 Milliarden Franc), unabhängige Energieversorgung. Gedanken über einen Ausstieg auch nur anzustellen, scheint allen in einer Art kollektiver Gehirnwäsche ausgetrieben worden zu sein. Ausserdem gelten Überlegungen, die darauf hinzielen könnten, das wirtschaftlich unsichere Terrain in absehbarer Zeit zu verlassen.





als Verrat an der nuklearen Sache. So einfach ist das.

Diese atomare Rhetorik ist den Franzosen mit militärischer Gründlichkeit beigebracht worden, wie ein historischer Exkurs zu CHARLES DE GAULLE zeigt. Der General und Staatspräsident hatte den atomaren Grössenwahn begründet. Eine der ersten Amtshandlungen de Gaulles war 1945 die Schaffung des CEA, des Commissariat à l'Énergie Atomique. Der Mann wollte mit der Nuklearbehörde vor allem eines: die Atombombe. Kraft der Bombe hoffte der General, Frankreich wieder zu politischem Gewicht in der internationalen Szene zu verhelfen. Am 13. Februar 1960 konnte de Gaulle in der Sahara die erste französische Atombombe zünden lassen.

«Nous sommes faits pour être un grand pays», war einer von de Gaulles Lieblingssätzen, um sein Streben nach internationaler Grösse zu rechtfertigen. Am 25. August 1944 war der General mit dem Anspruch «Puisse la France redevenir la France» – damit Frankreich wieder Frankreich werden kann – in Paris einmarschiert. Und in seiner kurzen ersten Regierungszeit bis im Januar 1946, als er nach einem verlorenen Referendum zurücktrat, unternahm er alles, um den Nationalstolz auferstehen zu lassen.

«Nach den Demütigungen des Zweiten Weltkriegs wollte de Gaulle die Grande Nation wieder aufleben lassen», erklärt Frankreichs renommiertes Soziologe ALAIN TOURAINE die Ambitionen des Militärs. «De Gaulle konnte dabei auf den Etatismus bauen, den Glauben an die zentrale Rolle des Staates.» Die Nuklearindustrie als Werkzeug des Nationalismus. Um sein Ziel zu erreichen, scheute de Gaulle keinen Aufwand. Zeitweise waren über 17 000 Physiker und sonstige Techniker beim Atomkommissariat beschäftigt, die sich um die Entwicklung der Bombe, aber auch um die nukleare Energiegewinnung bemühten. Auf dieser Basis konnte Premierminister Messmer anno 1974 die nukleare Generalmobilmachung ausrufen.

EITELKEIT

Mit Technik das nationale Selbstwertgefühl heben – diese Strategie erfreut sich rund um den Erdball grosser Beliebtheit. Aber selten hat ein Land Technologie so konsequent zur politischen Seelentherapie benutzt wie Frankreich. Möglich waren solche Exzesse nur, weil die Industrie beinahe planwirtschaftlich straff organisiert wurde. Charles De Gaulle pochte darauf, dass ihm die Atombehörde direkt unterstellt war, und er machte sich zügig an die Ver-

staatlichung von Frankreichs Industrie. Zuerst übernahm er 1945 die Kontrolle über Kohlengruben, Elektrizitäts- und Gaswirtschaft. Dann unterstellte der ehemalige General die Autofabrik Renault, die Flugzeugindustrie, die Air France sowie den Bankensektor der staatlichen Lenkung.

Im Spiel der nationalen Eitelkeiten muss ökonomische Logik auf der Strecke bleiben. Das zeigt sich heute schmerzhaft bei der Atomindustrie, das wurde aber schon in den sechziger Jahren bei einem anderen Prestigeprojekt deutlich, beim Bau der Concorde. De Gaulle selbst war dem Faszinosum Geschwindigkeit erlegen. 1962 gab er seine Zustimmung, gemeinsam mit Grossbritannien das erste zivile Überschallflugzeug zu entwickeln. «Nur um den Briten die Finesse der französischen Flugzeugbauer demonstrieren zu können», sagt der Soziologe ALAIN GRAS, habe de Gaulle in die Kooperation zum Bau des Stratosphärenflitzers eingewilligt.

Als sich 1963 abzeichnete, dass die budgetierten Kosten der Concorde bei weitem übertroffen wurden, liess sich de Gaulle nicht irritieren. Das Vorzeigeprojekt ist durchgezogen worden, der Rest Geschichte: Die Aufwendungen stiegen auf über 60 Milliarden Franc, am 2. März 1969 hob erstmals ein Prototyp von Toulouse ab, 1976 gabs den ersten Linienflug von Paris nach Rio, und danach war die Concorde auf der Strecke zwischen Paris beziehungsweise London und New York im Einsatz. Bis zum fatalen 25. Juli 2000 sogar unfallfrei.

Die Demonstration nahm mit dem Absturz vor Paris ein tragisches Ende. Gescheitert war das Projekt allerdings lange zuvor. Schon die Erdölkrise, Geburtshelfer des Nuklearprogramms, war zum Totengräber des Überschalljets geworden. Nach dem Anstieg der Treibstoffpreise hatten die Fluggesellschaften die Bestellung für den extravaganten Vogel eilig annulliert. Übrig blieben nur Air France und British Airways, die ein Dutzend der Maschinen anforderten – zu wenig, um den 10 000 Flugzeugbauern ein Auskommen zu sichern. Für die französische Flugzeugindustrie war die Concorde ein Fiasko. Während Jahren flossen sämtliche Mittel in den Bau des Prestigefliegers. Aus Geldmangel wurde die Produktion der überaus erfolgreichen Caravelle nicht weiterverfolgt, und auch spätere Projekte scheiterten an der Finanzierung.

REFLEX

Ein ähnliches Schicksal erleidet der TGV, der train à grande vitesse. Zwar verkehrt der Zug





seit 1981 mit 270 Stundenkilometern rekordverdächtig zwischen Paris und Lyon, die neuen Linien von Paris an den Atlantik sind aber nur ungenügend ausgelastet. Deshalb hat die Regierung den TGV nun abgebremst. Wegen der horrenden Kosten für die schnurgeraden Geleise – die braucht ein TGV, um so richtig in Fahrt zu kommen – werden jetzt Neigezüge angeschafft. Die fahren etwas langsamer, dafür auf dem bestehenden Schienennetz.

Warum konnten de Gaulle und seine Nachfolger Industriepolitik so konsequent und selbstherrlich betreiben? Der Soziologe Touraine: «De Gaulle und die oppositionellen Kommunisten waren sich in drei politischen Überzeugungen absolut einig: die Unabhängigkeit Frankreichs als oberstes Ziel, der Staat als Garant für Fortschritt, Distanz zu Amerika.» Dieser Konsens habe es den Regierenden bis heute einfach gemacht, Kritik am Atomprogramm und an anderen technischen Grossprojekten abzuschmettern. Lange vor LE PEN, HAIDER und BLOCHER lässt sich mit dem «nationalen Reflex» (Touraine) trefflich politisieren.

Ob AKW, Concorde oder TGV: Für den Aufstieg nach französischer Fassung, so die Logik des Regimes, waren einheimische Lösungen unerlässlich. Pech nur, dass die stolzen Franzosen früher oder später gleichwohl auf ausländisches Know-how angewiesen waren. Die atomare Offensive beruhte, trotz jahrelanger Forschung an einem eigenen Reaktortyp, auf einer Lizenz der amerikanischen Westinghouse. Die Flugzeugindustrie arbeitete mit den Briten zusammen, und für die Neigezüge wird nun wohl das Pendolino-Konzept von Fiat zum Einsatz kommen.

GESICHTSVERLUST

«Die französische Forschungspolitik hat das Land in eine Sackgasse geführt», zieht Alain Gras, ein profunder Kenner von Frankreichs Industriegeschichte, Resümee. «Es wurde eine Technik entwickelt, die sich komplett von den

Bedürfnissen der Bevölkerung entfernt hat. Die Ingenieure haben die Bodenhaftung, den Kontakt zur realen Welt verloren», lautet Gras' vernichtendes Urteil.

Eine Abkehr von dieser Strategie zeichnet sich derzeit nicht ab – ein Beweis wohl für die Macht des Faktischen. Hat eine Industrie erst einmal die kritische Grösse erreicht, gibt es keine Umkehr mehr. Es ist wie im Innern eines Atomkraftwerks: Ein Kernreaktor wird als kritisch bezeichnet, sobald genügend Neutronen erzeugt werden, um eine Kettenreaktion aufrecht zu erhalten. Die einmal angeworfene technische Maschine lässt sich nicht mehr anhalten. Zu hoch wären die Kosten, zu gross auch der Gesichtsverlust der classe politique eines Landes.

Bleibt die Frage, was mit den Franzosen selbst los ist. Sind sie blind? «Im Grund interessieren sich die Franzosen überhaupt nicht für Technik», erklärt Alain Gras die französische Eigenart. «Woher der Strom kommt, wie eine Waschmaschine funktioniert, all das bewegt hier niemanden. Technik ist den Franzosen einfach nicht nobel genug.» Gerade bei der Atomenergie erklärt sich das öffentliche Desinteresse aber einfach auch mit Zufall.

Die Franzosen haben bisher Glück gehabt, dass sich bei ihnen noch nie ein folgenschwerer Atomunfall ereignete. Weitgehend unversehrt blieben die Franzosen auch von der radioaktiven Wolke, die im April 1986 von Tschernobyl nach Europa trieb und weiterhin Panik verbreitete. Wendet sich das Schicksal aber der-einst gegen Frankreichs Nuklearindustrie, dürfte auch hier die Atomkraft rapide Anhänger verlieren. Das Risiko besteht, letztes Jahr kamen die Kerntechniker arg ins Schwitzen. Nach den Dezemberstürmen hatte die Gironde ein AKW in Le Blayais überflutet, woraufhin das Sicherheitssystem für einige Zeit ausfiel.

Grössenwahnsinnige Politiker, willige Ingenieure, gleichgültige Bürger: Das ist das ideale Milieu, damit fragwürdige Industriegebilde wie die französische Atomwirtschaft gedeihen können. ●





Eine Frage des Stolzes

«Von allen wissenschaftlichen Abenteuern des 20. Jahrhunderts ist die Atomforschung ohne Zweifel jenes, das am meisten Menschen und Regierungen mobilisiert hat, jenes, das die Geister am meisten inspiriert hat. Framatome verdankt seine Existenz den Forschungen, die in den zwanzig Jahren vor seiner Gründung betrieben worden sind.»

Das Abenteuer, von welchem im Propagandabuch des führenden französischen Atomkonzerns die Rede ist, kann in der Tat nicht losgelöst von den Bemühungen des französischen Staats betrachtet werden, die erlittene Schmach im Krieg gegen die Deutschen vergessen zu machen und wieder Weltmachtstatus zu erlangen. Und im Kalten Krieg bedeutete nur die Atombombe wirkliche militärische Kraft. Noch 1945 gründete Charles de Gaulle das «Commissariat à l'Énergie Atomique» (CEA). Dem Führungskomitee gehörten Männer und Frauen an, die während des Krieges im Dienste der USA oder Kanadas Erfahrungen in der nuklearen Forschung gesammelt hatten.